

Israelreisen

Jedes Jahr versuchen wir, mit interessierten Freundeskreis-Mitgliedern, nach Israel zu reisen. Hier erzählen sie, was sie auf der Reise erlebt haben:

2015, Andrea Evers (Freundeskreis Nationalgalerie Berlin)

„Man kann nicht nach Israel fahren – das Land wird nie zur Ruhe kommen“ – mit diesen Worten bin ich aufgewachsen. Meine Eltern sind beide Kriegskinder - ich gehöre zur ersten Generation nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs. Ich bin 51 Jahre alt, römisch-katholisch und war zuvor noch nie in Israel, in Jerusalem. Mit den „Freunden der Nationalgalerie“ und den „Freunden des Israel Museums“ habe ich Gegensätze, Erinnerungen und Gemeinschaft in Israel im Oktober 2015 erlebt.

Unsere Reiseleiterin war 47 Jahre alt, hatte drei Kinder und kam ursprünglich aus Amsterdam. Was hält sie seit mehr als 20 Jahren in Israel? Sie erzählte uns, dass es Zeiten gab, in denen sie nicht wusste, ob sie ihre Kinder wiedersehen würde, nachdem sie sie in die Schule gebracht hatte. Allzu oft hat sie mit ihnen in Bunkern Schutz gesucht. „Aber ich bin jetzt hier“, sagte sie.

Vielleicht haben Menschen tatsächlich eine Bestimmung? So, wie viele Kunstwerke der Ausstellung „Twilight over Berlin“ in das Ursprungsland der jüdischen Künstler zurückkehrten? Das Israel Museum stellt anlässlich seines 50-jährigen Bestehens 50 Meisterwerke der Berliner Nationalgalerie aus, Werke aus der Zeit zwischen 1905 bis 1945. 50 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Israel und Deutschland werden damit ebenso gefeiert. Bei der Eröffnung in Jerusalem hielt Udo Kittelmann, Direktor der Nationalgalerie in Berlin, eine sehr persönliche und bewegende Rede. Er beschrieb, dass viele Künstler wegen dieser Ausstellung in Deutschland verfolgt wurden und geflohen sind, ihre Kunst wurde damals als „entartet“ angesehen. Für ihn – und viele Besucher - bewegend zu sehen, dass diese Werke zurück nach Israel kommen, als wäre es ihre Bestimmung gewesen, sie hier zu zeigen. Vielleicht spürte auch unsere Reiseleiterin aus Amsterdam eine Bestimmung, ein Erbe, das sie von früheren Generationen bekommen hatte.

Jerusalem ist heilig für Juden, Muslime und Christen, das Ausüben der Religion eine Selbstverständlichkeit. Die Altstadt – von einer Mauer umgeben – ist in ein jüdisches, christliches, armenisches und muslimisches Viertel gegliedert. Die Grabeskirche steht an dem Ort, an dem Jesus gekreuzigt wurde und in der sich

nach den Überlieferungen das Grab Jesu befindet. Ihr verwinkelter Bau mit vielen kleineren Kapellen, der großen Kuppel in der Grabeskapelle, einer Kuppel über dem Katholikon, dem Wohnraum auf dem Dach für eine kleine äthiopische Gruppe, erzählt von Zerstörung und Wiederaufbau. Sie wird heute von sechs christlichen Konfessionen mit strengen Nutzungsregeln einzelner Bereiche verwaltet.

Bei unserem Besuch sahen wir Menschen den Stein küssen, auf dem der Leichnam Jesu der Erzählung nach seine letzte Ölung erhalten haben soll. Sie legten persönliche Gegenstände, wie Becher oder Tücher auf den Stein, um etwas von der heiligen Aura des Ortes einzufangen. Dass ihre Gebete und Rituale dabei von Zuschauern gefilmt oder sogar mit dem Handy festgehalten wurden, zeigte den Kontrast zwischen der alten und der neuen Welt. Trotz des Einflusses der modernen Technik wirkten diese Rituale auf mich ungestellt, ganz selbstverständlich und aus einer ursprünglichen Welt kommend. Eine Welt, in der „the narrative is more important than the fact“, wie Avner uns mitteilte - ein israelischer Archäologe, der uns durch Jerusalem führte.

Eine weitere Station auf unserer Reise: Yad Vashem, die bedeutendste Erinnerungsstätte für die Shoah, den Holocaust. Ein lebendiges Denkmal für Menschen aller Nationen und Generationen. Es wurde 1953 als Weltzentrum gegründet, und dokumentiert und erforscht den Holocaust. Mit neuesten Techniken werden alte Dokumente aufbereitet, digitalisiert und so der neuen Generation präsentiert. Yad Vashem verpflichtet sich den vier Säulen der Erinnerung: Dem Gedenken, der Dokumentation, der Forschung und der Erziehung.

Wir bewegten uns im Gebäude entlang der Route der Geschichtsentwicklung bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Route war ein 180 Meter langer, keilähnlicher Gang, der so wirkte, als habe er sich in einen Berg gebohrt, links und rechts zweigten sich die Ausstellungsräume ab. Man musste durch die Ausstellungsräume gehen, der Weg geradeaus war durch Hindernisse versperrt, wie beispielsweise Kleidungsstücke der Ermordeten. Das Ende des Ganges war in der Ferne zu sehen. Von außen betrachtet ragte dieser Ausgang wie eine freischwebende Terrasse ins Tal hinaus. Auf diesem Zick-Zack-Weg durch das Gebäude erlebten wir aus der Perspektive der Juden, wie sich Schritt für Schritt die Entwicklung zu einem ausgestoßenen Volk vollzieht. Durch ein Oberfenster gelangt Licht in das Gebäude, als Symbol dafür, dass man den Dialog sucht. In einem kleinen Ausstellungsraum wurde auch die Frage nach den Tätern gestellt. Wer waren die Menschen an den Gewehren? Man kann

eine kleine schwarze Box öffnen, auf dem sich außen das Porträt eines deutschen Soldaten befand. Innen war zu lesen: 32 Jahre, Familienvater, zwei Kinder.

Am Ende des Ganges gelangten wir in die Halle der Namen, welche Gedenkblätter für Millionen von Holocaustopfern bewahrt, ein Denkmal für sechs Millionen Menschen, davon 1,5 Millionen Kinder, die ums Leben kamen. In dieser Halle befanden sich zwei große gegenüberliegende Kegel. Eine Brüstung trennte den oberen Bilderraum vom unteren Felskegel. An der Innenwand des oberen Kegels waren etwa 600 Porträts zu sehen. Der untere Kegel war wie ein Brunnen in den Fels gehauen. Es wurde still, als wir im Innenraum des zehn Meter hohen, mächtigen Kegels standen und die Fotos der Ermordeten ansahen.

Meine Kamera habe ich im Gebäude nicht benutzt, die Linse schützte mich nicht vor dem was ich sah. Ich stand unter dem Kegel an der Brüstung und betrachtete das Foto einer jungen Frau genauer. Was hatte sie für ein Leben? Was zeichnete sie aus? Wer war sie? Ich lehnte mich über die Brüstung, um über den Rand in das Wasser zu schauen: Ich sah mich selbst! Ich weinte Tränen vor Trauer und Scham – und die Tränen waren richtig.

Der kürzlich verstorbene deutsch-jüdische Psychoanalytiker Arno Grün schrieb in seinem Buch „Der Fremde in uns“, dass der andere nicht als Person erlebt werden darf, um als Opfer zu fungieren. „Aus diesem Grund mussten die Nazis die Juden auch entwürdigen, ihnen ihre Identität nehmen, was bei jedem vom Hass geleiteten Genozid geschieht: Um töten zu können, muss man zuerst die Identität des anderen vernichten. Wenn er nicht mehr Mensch ist, darf man ihn töten“. Yad Vashem gibt den Opfern ihre Identität, ihren Namen, zurück.

Auf dem Weg zurück zum Ausgang sah ich die Bäume, die gepflanzt wurden, um Nichtjuden zu ehren, die ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um Juden zu retten. Ich erinnerte mich an ein Gedicht, an die Frage ‚Was hätte ich getan‘? Ein Gedicht, das Iris Berben in ihrer Dankesrede zum Erhalt des Preises für Verständigung und Toleranz 2013 im Jüdischen Museum in Berlin vorgetragen hat - das Gedicht „Die Gerechten“ von Chaim Hefer, ein israelischer Dichter, übersetzt aus dem Hebräischen ins Jiddische von Arno Lustiger und übertragen ins Deutsche von Wolf Biermann.

Wie lassen sich Vorurteile bekämpfen? Wie bringt man einander verfeindete Gruppen näher? Kontaktaufnahme ist ein guter Ansatz, allein jedoch nicht ausreichend. Finden Kontakte nicht freiwillig statt, so kann es durchaus sein,

dass sich negative Vorurteile verstärken, wenn Personen genau das Verhalten zeigen, was aufgrund des Vorurteils zu erwarten war. Kontaktaufnahme und das Arbeiten an einem übergeordneten Ziel ist erfolgsversprechender - ein Ziel, welches für beide Gruppen wichtig ist, jedoch von keiner Gruppe allein erreicht werden kann.

Das Israel Museum hat mit „Bridging the Gap“ ein solches (Kunst)-Experiment erfolgreich gewagt. In seinem eigenen, wunderschönen Bereich, dem Ruth Youth Wing, der nur für Kinder und Jugendliche ist, treffen sich wöchentlich während eines Schuljahres arabische und jüdische Schüler für ein gemeinsames Kunstprojekt. Nach dem Prinzip der Gleichheit wird besonders darauf geachtet, dass die Anzahl arabischer und jüdischer Schüler gleich ist. Pädagogen, angehende Künstler und Berater sind arabischer und jüdischer Herkunft und begleiten das Projekt.

Das Ziel ist es, sich einander durch die gemeinsame Arbeit an einem Kunstthema näher kennenzulernen und gemeinsam das Ergebnis in einer Ausstellung zu präsentieren. Besonders nach Terroranschlägen und Konflikten kommen Gefühle von Wut und Hass hervor. Diese Gefühle können in einem Kunstwerk eine andere Sprache bekommen. Unter Anleitung der Pädagogen wird angeleitet, kanalisiert, diskutiert und sich begegnet. Die gemeinsame Arbeit, das Ziel, am Ende des Jahres eine gemeinsame Kunstaussstellung durchzuführen, ist ein guter Nährboden für das Ziel, Einstellungen zu verändern. „Es war das erste Mal, dass ich mit einem arabischen Schüler sprach“, so erzählte uns der kleine jüdische Junge. Und eine veränderte Einstellung ist wiederum wichtig, sich auch zukünftig auf den „Anderen“ einzulassen. Ein Stückchen ist man hier auf dem gemeinsamen Weg zum Frieden weitergekommen. „Kunst spricht – man muss nur zuhören!“

2013, Viola Wojnowski (Freundeskreis Verein Israel Museum)

„Jeder kennt den Nahostkonflikt, aber seine Komplexität und Tiefe versteht man erst, wenn man dort ist. Von der Reise nach Israel habe ich mir einen persönlichen Einblick in die kulturelle, gesellschaftliche und politische Situation erhofft, ich wollte das Ausmaß des Nahostkonflikts selbst sehen. Von außen sieht das Problem unlösbar aus, wie ein Gordischer Knoten. In Jerusalem habe ich erst verstanden, wie schwer es ist und sein wird, diesen Konflikt ohne den Einsatz von Gewalt zu lösen. Es gibt nur wenige Orte, an denen man Hoffnung spürt.“

Einer dieser Orte ist das fantastische Israel-Museum. Ich habe in meinem Leben noch nie ein so schön gelegenes Museum gesehen, mit so einer großartigen Sammlung - Zeugnissen von Kulturen, von denen ich einige nicht mal kannte! Zugleich ist es eine Insel der Hoffnung. Denn die Kinder auf beiden Seiten kommen ohne Hass auf die Welt, man muss sie nur zusammenbringen. Das „Bridging the Gap“-Programm tut das. Es ist ein fantastisches kulturelles Programm, die Kinder gehen dort gerne hin. Wenn man sie miteinander erlebt, wenn sie Masken voneinander anfertigen, wie sie einander berühren, wie viel Vertrauen zwischen ihnen existiert, dann glaubt man nicht, dass zwischen zwei Völkern so viel Misstrauen und Hass herrschen können.

Die Welt im Museum ist wie ein Garten Eden. Dort glaubt man wieder an die Menschen, man spürt, dass hier etwas bewirkt wird, dass nicht alles umsonst ist. Durch die Kultur und den persönlichen Kontakt mit den Menschen kann man Frieden schaffen - vielleicht nur dadurch. Deswegen war „Bridging the Gap“ mein persönliches Highlight auf dieser Reise.

Es fällt mir schwer, Israel zu beschreiben, das Land ist ein Rätsel, eine Art Kaleidoskop. Von der Reise habe ich ein differenziertes, komplexes und auch zerstückeltes Bild des Konflikts mitgenommen. Ich habe Tel Aviv mit seiner fantastischen Architektur gesehen, ich war zum ersten Mal im Toten Meer schwimmen. Mein Vater hat mir zum ersten Mal von diesem Ort erzählt, er sagte damals: Es gibt ein Meer, in dessen Wasser kann man liegen und Zeitung lesen. Das war noch eine ganz persönliche Erinnerung, die diese Reise wachgerufen hat.“

2012, Armgard Seegers (Freundeskreis Verein Israel Museum)

„Die Israel-Reise war beeindruckend. Sie hat mir deutlich gemacht, wie unüberwindbar die Grenzen zwischen zwei Völkern erscheinen können - und wie wichtig es ist, dass unser Verein dafür sorgt, dass sie eben doch überwindbar sind.

Es war meine erste Reise. Ich kannte zwar schon viel israelische Kultur, Musik, Literatur und ich kannte Israelis. In meiner Vorstellung handelte es sich um ein modernes Land, sehr europäisch. Stattdessen wanderten wir durch eine biblische Landschaft, jeder unserer Gesprächspartner war mit biblischen Geschichten groß geworden, an Orten, die vor Tausenden von Jahren zum ersten Mal erwähnt wurden. Das war sehr ergreifend.

Ich habe viel gelernt, zum Teil auch viel Bedrückendes. Mir war nicht bewusst, wie stark die unterschiedlichen Stadtteile Jerusalems voneinander getrennt sind. Auf der einen Seite das orthodoxe Viertel, daneben die westlichen Cafés, vor denen die Leute sitzen, nur wenige Meter entfernt von dem östlichen Teil Jerusalems, in dem man nur Palästinenser trifft. Alles so nah und doch so fern voneinander. Die Mauer hat einem diese Trennung noch deutlicher gemacht, zum Teil war das sehr beklemmend.

Einmal stiegen wir in ein Taxi, der junge Taxifahrer fragte uns, wo wir herkommen. Als wir ihm sagten, aus Deutschland, fragte er uns, wie wir uns fühlen. Wir haben alle wie aus einem Mund „Guilty“ gesagt, schuldig. Die Reaktion des Taxifahrers werde ich nicht vergessen: Why?, fragte er fassungslos, wir seien doch viel zu jung dafür, wir hätten das doch gar nicht erlebt. Wir waren alle ziemlich überrascht, dass er so dachte, schließlich waren wir mit der Generation unserer Eltern aufgewachsen, hatten uns ständig mit dem Thema Holocaust auseinandergesetzt. Eine interessante Erfahrung, auf junge Israelis zu treffen, die nochmal einen ganz eigenen Blick auf den Umgang mit der Vergangenheit hatten.

Eine Woche waren wir unterwegs, trafen in Tel Aviv junge israelische Künstler, stiegen auf die Festung Massada, wir ließen uns im Toten Meer treiben, wanderten zwei Tage auf den Pfaden der Geschichte durch Jerusalem und besuchten das Israel-Museum.

Das Museum hat mich sehr beeindruckt - diese Mischung aus moderner Architektur und uralten Ausstellungsstücken war wirklich einzigartig. Das „Bridging the Gap“-Programm haben wir natürlich auch besucht - ein ganz tolles Programm. Als wir dorthin kamen, haben die Kinder Gipsmasken voneinander erstellt. Sie gingen spielerisch miteinander um, sie hatten viel Spaß miteinander, es wirkte, als ob sie komplett vorurteilsfrei wären. Von den Eltern kann man das leider nicht sagen. Ich habe mich mit einer arabischen Mutter unterhalten. Als ich sie fragte, ob sich die Kinder auch mal außerhalb des Museums besuchen, guckte sie mich mit aufgerissenen Augen an und sagte: „Nein!“

Mehr als bei allen anderen Punkten auf der Reise habe ich hier gemerkt, wie wichtig unsere Unterstützung für dieses Programm ist. Die jüdischen und arabischen Kinder und Erwachsenen wissen so gut wie nichts voneinander, weil sie nie zusammenkommen. Wie also sollen sie jemals diese Schranke der Angst, diese Vorbehalte voneinander überwinden? Es ist so wichtig, dass man den Kindern zeigt, dass sie diese Berührungsängste nicht haben müssen, dass sie

Spaß miteinander haben können, und die Eltern müssen wir davon zu überzeugen, dass ihre Kinder einen Vorteil von der Teilnahme haben.

Die Reise hat mir gezeigt, welche Basisarbeit die Mitarbeiter des Museums dort leisten, wie intensiv, wie wichtig und wie nötig „Bridging the Gap“ ist. Das lernt man wirklich erst, wenn man das Land, die Stadt und die Menschen dort erlebt hat.“

2011, Bettina Lütgerath (Freundeskreis Verein Israel Museum)

„Mein Mann Henneke Lütgerath erhielt aufgrund einer beruflichen Bekanntschaft mit Herrn Lahnstein eine Einladung zur ersten Benefizveranstaltung des Freundeskreises im Bucerius Kunst Forum. Frau Lahnstein fragte uns damals, ob wir Interesse hätten, diese Reise zu begleiten.

Wir waren zuvor noch nie in Israel gewesen, wir hatten immer auf die passende Gelegenheit gewartet. Wir wollten das Land mit seinen unterschiedlichen Facetten kennenlernen, nicht bloß eine Reise auf den biblischen Spuren unternehmen, sondern auch etwas aus historischer, politischer und vor allem auch aus jüdischer Sicht über das Land erfahren. Mein Mann ist Protestant, ihn interessierte vor allem der christliche Aspekt der Reise. Ich selbst bin auch protestantisch erzogen worden, aber mein Vater war jüdischen Glaubens. Leider starb er viel zu früh, noch bevor ich ihm alle Fragen zu seiner jüdischen Identität stellen konnte. Mit dem Alter spüre ich, dass mir diese Spurensuche wichtiger wird. Mein Vater ist auf Rhodos geboren, auf dem Hinflug sah ich vom Flugzeug aus die Insel, das war für mich persönlich schon mal sehr bewegend.

Eine Sache, die mir in Israel sehr stark bewusst wurde: Alles, alles ist politisch. Alles ist von diesem Konflikt durchzogen – eine Ausnahme bildet die reine Kunst.

Das „Bridging the Gap“-Programm ist eine zukunftsweisende und schöne Möglichkeit, etwas für die Völkerverständigung zwischen muslimischen und jüdischen Kindern zu tun, sie zusammen zu bringen. Das Programm legt eine kleine Saat, in der Hoffnung, dass sie irgendwann ihre Unterschiede überwinden. Ich fand es wunderbar zu sehen, dass Israel sich öffnet für diese interkulturelle Begegnung. Das Museum ist ein offener Ort der Begegnung und er soll es auch sein. Das fand ich sehr beeindruckend.

Als wir zurückkamen, bin ich erstmal in den Verein zur Förderung des Israel-Museums eingetreten. Die Freundeskreise sind Multiplikatoren, nicht nur finanziell. Sie tragen das Museum und seine großartige Arbeit in andere Länder. Das gilt es finanziell und auch mit seinem Engagement zu unterstützen.

Viele internationale Freundeskreise sind viel größer, viel finanzkräftiger als der deutsche. Dennoch, oder sagen wir gerade deshalb, finde ich es wunderbar, dass der deutsche Verein so eine kleine, feine Nische gefunden hat, die noch dazu so unheimlich wichtig ist.

Die große Sympathie, die ich vorher schon für Israel empfunden habe, für das Land und sein Schicksal, hat sich durch diese Reise noch verstärkt. Mein Mann und ich werden auf jeden Fall wieder hinfahren.“